

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928**

60 (10.3.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 10



# Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 60

Nr. 10

Samstag, den 10. März

1928

## „Revolution der modernen Jugend“\*

Von Karl Röbel.

Der einzigartige amerikanische Jugenddichter **Lindsay** offenbart sich (in seinem epochemachenden Buche: „Die Revolution der modernen Jugend“) als einen begeisterten Anhänger der Knabenwelt: dort finde man keinen Konformismus, dort gehe es um die eigene heilige Sache. Da es sich hier lediglich um die eine Frage handle: Kommt wirklich etwas dabei heraus? Ist etwas damit anzufangen? so gebe es dort eine Freude am Entdecken und eine Freiheit im Anstellen von Versuchen und einen Geist „des sich Kimmerns nur um die eigenen Angelegenheiten“, den man sonst nirgends finde, der aber überall sein müßte, wo das Wort Demokratie noch einen Sinn haben soll. Emerson sagt einmal: „Die Non-Balance der Jungen, die ihres Mittagessens sicher sind, und sich ebensowenig wie ein großer Lord zu einem einzigen Wort herablassen würden, um jemanden für sich zu gewinnen, ist die gesunde Haltung der menschlichen Natur.“

Da ist z. B. der kleine 11jährige rothaarige, schielende, blauäugige **Widen**, den seine „harten kleinen Trommelstockbeine“ häufig zum Jugendrichter hintragen, bevor ihn die „Blauen“ kriegten. Seinem ganzen Wesen nach mußte er einfach Unfug treiben und deshalb pflegte ihn die Polizei ohne weiteres zu fassen, wenn irgend etwas verkehrt ging in der Straße, wo er wohnte. Auch wenn **Widen** unschuldig war, lief er vor den „Blauen“ davon, sobald er sie auf irgendeiner Fahrt spüren sah. Natürlich wurde er gleich verfolgt und hatte es dann sehr schwer, zu entkommen, weshalb er eigentlich fortgelaufen war, wenn er doch gar nichts angestellt habe. Als ihn **Lindsay** fragte, warum er denn nicht lieber in solchem Falle ruhig stehen bleibe, trat ein gequälter Ausdruck in seine Züge und er versicherte: mit den „Blauen“ könne man einfach nicht vernünftig reden. Wenn so einer hinter einem her sei, sei er schon gegen einen und man könne dann nur eines machen: „verduften“.

„Aber das ist doch kein Grund“, protestierte ich, „die Polizei anzulügen, **Widen**.“

Zu meiner größten Überraschung kam die prompte Antwort: „Ach lüg' die Blauen kein' Mal an, Herr Richter.“

„Dann weiß ich nicht, wie du das nennst“, bemerkte ich, „als du die Beine unter dem Obfstand weggehauen hattest und der Blaue hinter dir her war und dich kriegte und du ihm dann sagtest, du hättest es nicht getan. Mir sagtest du doch eben, du hättest es getan. Mir sagtest du die Wahrheit, und die Polizei belogt du.“

Er sah ganz aus wie tiefgefränter Unschuld, welcher Ausdruck ihm jederzeit zur Verfügung stand.

„Nee“, sagte er entrüstet, „das ist nicht, daß ich sie anlüge, das ist man bloß, daß ich sie manchmal zum besten hab“. Sehen Sie, Herr Richter, der Blaue schindet mich so oft, wenn ich gar nichts getan hab', und wenn er mich denn mal kriegte, wenn ich wirklich was ausgefressen hab', denn sag ich, ich hab's nicht getan, weil ich doch was gut hab' bei ihm und ich ihm denn wenigstens mal wieder eins abdrehe kann. Deshalb zieh' ich ihn auf, und er hat noch viel mehr davon zu kriegen.“

**Lindsay** meint wohl mit Recht: **Widen** handle hier nach dem elementaren Recht der Selbstverteidigung. „Der Blaue“ hat eben kein Recht, die Wahrheit zu hören. Die „ungerechte“ Haltung der Polizei — ebenso wie die ungerechte und rachsüchtige Haltung der Eltern — zwang **Widen** sich einen Ausweg zu suchen. „Er log nicht, weil er ein Lügner war, vielmehr weil man ihn verkehrt behandelte, und weil er ein unabhängiger und unbefangener Denker war, der sich nicht vor sich selber oder vor seinem eigenen Richterpruch fürchtete, oder gar vor einem Gott, den jemand anders für ihn erdacht hatte.“

Wie richtig **Lindsay** gerade solche verwehrlose Kinder zu nehmen verstand und wie gut er dabei selber verstanden wurde, lehrt auch der Fall mit dem kleinen **Jerry**, der nichts gelernt hatte als zu stehlen und der nun in einer Besserungsanstalt ein Handwerk erlernen sollte. **Jerry** war damit einverstanden, er bekam von **Lindsay** das Reisegeld, und machte sich auf den Weg. Am nächsten Tag sah ein Inspektor und Vertrauensmann dieser selben Anstalt, der gerade dorthin fuhr, einen schwächlichen sehr ermüdeten Jungen vor sich hertrotten mit einem Bündel, an dem er offenbar sehr schwer schleppte. Der Inspektor nahm ihn in seinen Wagen, und als er ihn fragte, wohin er eigentlich wolle, antwortete der Knabe: „Nach der Reformschule! Sehen Sie, Herr Richter **Lindsay** hat mich anständig behandelt, und ich hab' ihm mein Ehrenwort gegeben, und er hat mir Geld gegeben für meine Fahrkarte. Und da dachte ich, ich hätte lange nichts gegessen und wollte doch man noch mal ordentlich was zu mir

nehmen vor der Reise. Und dabei ist all mein Geld draufgegangen. Aber man kann Richter **Lindsay** doch nicht blamieren, sehen Sie, und deshalb hab ich nun die Beine in die Hand genommen und bin gelaufen.“

Als der Inspektor dann nach einigen Monaten wieder nach der Schule fuhr, kam ihm **Jerry** freudig entgegen, schüttelte ihm die Hand, bezeugte seine volle Zufriedenheit mit seinem Aufenthalt und lud sogleich den „vornehmen“ Gast ein, mit ihm in sein Gärtchen zu kommen, wo er ihn mit einem Zwiebelbrot bewirten wolle. Das Brot sei zwar in der Küche gestohlen, doch er wisse, daß er keinen Angeber vor sich habe. Auch würden einige Kameraden kommen. Sie kamen bald, und erschrafen, als sie den feinen Herrn sahen. **Jerry** aber beruhigte sie: „Das ist ein richtiger Kerl. Für den stehe ich ein. Kommt nur heran. Er ist eine Zwiebelknecke mit uns. Macht mal schnell!“ Als alle Vorbereitungen getroffen waren, und eine kleine schmutzige Faust sich nach dem Lederbissen reckte, wehrte **Jerry** ab: „Halt Du! Erst bete!“ Jeder Kopf neigte sich, auch der des feinen Herrn, der es sogar so fromm meinte und sich so tief vornüberbeugte, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. **Jerry** sprach das Gebet. Es war sehr kurz und bündig, worauf dann das gestohlene Brot und die frischen Zwiebeln mit Appetit verzehrt wurden. Der Gast aß zwei Schnitten. „Wenigstens sagte er das zu mir, als er mir die Geschichte nachher in Denver erzählte.“

„Ich habe bei vielen mechanisch abgeleiteten Tischgebeten dabei gegessen“, gestand er mir. „Dies war das erste echte, das ich gehört habe. Und bei manchem Abendmahl habe ich das „gebrochene Brot“ gegessen, das mir weniger geübelt erschien, als diese Zwiebelknecken.“

„Aber was weichte die Zwiebelknecken! Die Jungenslogik! Die Logik und die Duldsamkeit und der Instinkt für freies Denken, der bis zum Wesentlichen durchdringt und keine Heuchelei kennt und das Innerliche und Geistige eher sucht als äußerliche, sichtbare Konsequenz.“

Wir sehen: Das Verfahren des Jugendrichters **Lindsay** ist wie alles wirklich Gute durchaus nicht neu. Neu ist nur der rücksichtslose Mut, mit dem er es wagte, allen Vorurteilen zum Trotz, seine Überzeugungen zu verwirklichen. Handelt es sich doch dabei um nichts Geringeres — als um einen ebenbürtigen Bruch mit der abstrakten, auf Zwang und leeren moralischen Forderungen beruhenden bisherigen Erziehungsweise jugendlicher Verbrecher zugunsten einer Behandlungsart, die völlig ausgeht von dem Wesen des Knaben (überhaupt des Kindes), die diese Ursachen seiner asozialen Tat zu ergründen sucht, und von hier aus die Veranlassung zu ihr zu beseitigen bestrebt ist.

Das Ziel ist mithin immer ein und dasselbe. Das Neue liegt vielleicht nur darin: Die bisherige auf Zwang und Beschämung beruhende Erziehungsweise will den jugendlichen Missetäter bestrafen, das heißt Leiden machen, das heißt auf einen Übergehalt in seiner Behandlung durchaus nicht verzichten, und glaubt dadurch die gesellschaftliche Tat unmöglich zu machen. **Lindsay** hingegen kommt es auf den kleinen Übeltäter selber an: er soll sich — meist zum erstenmal in seinem jungen Dasein — mit Verständnis und — nicht weislicher — Liebe behandelt erkennen und so seine ursprünglichen Anlagen zur vollen Entfaltung bringen. Er soll ein ganzer Kerl werden. Dann schwindet ganz von selber aller Haß gegen die Gesellschaft, und damit wird der Missetat der Boden entzogen. Das ist — seit Pestalozzi — das ganze Geheimnis jedes Erziehers großen Stiles. Es zu nennen ist leicht. Es zur Tat werden zu lassen, dazu gehört ein Genie der Menschlichkeit — und ein Mut, der vor gar nichts mehr zurückbebt, und wie ihn nur ein Mensch aufbringt, der ausgehört hat für sich zu begehren, der lediglich Werkzeug sein will für seinesgleichen. **Lindsay** weiß, weshalb er den Mut so preist. „Wenn Furcht die Ursache der meisten Missetaten ist, so muß Mut die hauptsächlichste aller Tugenden sein, ja die übrigen Tugenden erst möglich machen. Liebe, Güte, Mitleid, Großmut, Glaube, Hoffnung, nennen Sie, was Sie noch wollen, sind den Menschen unmöglich, die keinen Mut haben, und es gibt nichts in der Welt, was alle diese Tugenden so völlig verzehren kann wie Furcht. Und dennoch wagen wir es, unseren Kindern Furcht einzulösen! Weil wir sie leichter damit regieren können! Weil es uns bequem ist!“

## Bücheranzeige

**Jane Grey: „Der geheimnisvolle Meister“.** Roman. Aus dem amerikanischen übertragen von Paul Vaudisch (Romane der Welt. Herausgeber: Thomas Mann und G. S. Schefauer. 7. Knaut Nachf., Verlag, Berlin W. 50). Umfang 320 Seiten. In Ganzleinen geb. 2,85 M. — Ein echter **Jane Grey** — aber neu und überraschend in der Erfindung einer Fabel, die um die zarte Liebe eines Farmer Mädchens zu einem jungen Cowboy gesponnen ist. Natur und Menschenseele, Leidenschaft und Güte, daneben die Schatten dunkler Schicksale und Charaktere, werden zu einem kühn gefassten Bild jener menschlichen Gemeinschaft im fernem Westen Amerikas, die in **Jane Grey** ihren größten und einzigartigen Schilderter gefunden hat. Wirklich „ein ganz großer Dichter“, wie längst ein echtes literarisches Blatt urteilte.

## Berliner Ausstellungen

Es lohnt sich zur Zeit für den Kunstfreund, einmal für ein paar Tage nach Berlin zu fahren. Allein in dem bekannten Kunsthandlerviertel bei Potsdamer Platz ist eine Reihe so großartiger und gewichtiger Ausstellungen zu sehen, daß man mehrere Tage braucht, um alles aufnehmen zu können. — Kommt man vom Potsdamer Platz in die Bellevuestraße, so sind gleich auf der rechten Seite die Ausstellungsräume von **J. Hinrichsen** und **P. Lindpaintner**, in denen eine der am meisten besuchten und besprochenen Ausstellungen Berlins zu finden ist. Zusammen mit Meisterwerken mittelalterlicher Plastik und Malerei sind hier die berühmten **Wienhauser Teppiche** zu sehen. Noch vor Jahresfrist konnten nur wenige Spezialforscher diese gestickten Wandteppiche, die das im 13. Jahrhundert gegründete ehemalige Cisterzienserkloster Wienhausen an der Aller aufbewahrt. Die acht Teppiche sind Wollstickereien im sogenannten Klosterstich. Auf den Leinwandgrund sind die Umrisse der darzustellenden Gegenstände und Figuren aufgezeichnet. „Die Stickerei“, so erklärt Geheimrat von Falke im Katalog, „füllt die Flächen mit gefärbten, wenig gedrehten Wollfäden in der Weise, daß diese dicht nebeneinander dem Grundstoff aufgelegt und mit überfangfäden des gleichen Fadens festgenäht werden.“ Sehr interessant ist es, an den Teppichen den Wandel des Zeitgeschmacks von etwa 1300 bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts abzulesen. In der Art der Aufteilung und Füllung der Flächen, in den Kostümen der Figuren, in der Ausdeutung des Inhaltlichen, das mit Vorliebe die Tristantage behandelt, und in tausend besonderen Einzelheiten äußert sich unmittelbar die jeweilige Zeitgenossenschaft.

Von dieser interessanten Ausstellung führt uns der Weg zu einer Reihe von Veranstaltungen, die alle der Kunst der letzten 60 Jahre gewidmet sind. Schräg gegenüber von Hinrichsen und Lindpaintner sind neben dem Hotel Esplanade die üppigen Räume der **Galerie Mathiesen**, die es unternommen hat, zum ersten Male in Deutschland überhaupt einen Überblick über das Lebenswerk **Edouard Manets** zu geben. Über 90 Werke dieses Großmeisters französischer Malerei, dessen überragende Gestalt am Beginn der modernen Kunst steht als Wegweiser zu neuen Möglichkeiten des Sehens, fast ein volles Hundert erlesener Bilder, Aquarelle und Zeichnungen von allen Stufen der Entwicklung dieses genialen Künstlers: eine ausstellungstechnische Leistung, die um so mehr anzuerkennen ist, da es gelungen ist, wertvolle Hauptwerke aus dem Louvre und dem Luxembourgmuseum in Paris, aus den Museen in Stockholm, Kopenhagen und Oslo, aus England und Holland und aus der Schweiz nach Deutschland zu bringen. Unendlich eindrucksvoll manifestiert sich in dieser Schau die Meisterschaft des Vielgeschmähnten, zu spät Erkannten, dessen Leben eine Kette von Enttäuschungen und fränkenden Zurückweisungen war.

Da sind jene beiden frühen Meisterwerke, der „Junge mit dem Hund“ und der „alte Musikant“, noch verhältnismäßig dunkel in den Tönen, dann, schon heller, aber noch immer sehr kompakt, das große Bild der Weltausstellung von 1867, weiter das herrliche Bildnis **Emile Zolas**, wohl das schönste Porträt, das Manet je gemalt hat, der „Balkon“ mit dem Bildnis der **Berthe Morisot** mit ihren rätselhaften, tiefen Augen, der prächtige „Nichter Dejow“, „Frau Manet im Gewächshaus“, der „Löwenjäger Bertinot“, jener gemalte Tartarin, alles berühmte Meisterwerke, zwischen denen die köstlichsten Stillleben leuchten. Überall, selbst in der kleinsten Skizze, verrät sich die Faust des ganz Großen.

Wir verlassen diese Ausstellung und gehen ein Haus weiter: in der **Galerie Thannhauser** erwartet uns dort die zweite große Ausstellung des Lebenswerks eines der Vorämpfer des Impressionismus, des **Claude Monet**. Siebzig Bilder aus den Jahren 1863–1910 sind hier vereinigt, ein Meer köstlich schimmernder Farben, für unsere Augen schon klassisch in dem Wohlklang und in der Richtigkeit ihrer Töne. Wir begreifen es nicht mehr, daß man diese Arbeiten verpöten und bekämpfen konnte, als sie sich in den 60er und 70er Jahren in den Salons zeigten. Monet hat das Bild gemalt, das der ganzen Richtung des „Impressionismus“ den Namen geben sollte; es war „Impression, aufgehende Sonne“ betitelt. Der Spottname „Impressionisten“, der hieraus für die ganze Gruppe von Malern, die mit Monet zusammen ausgestellt hatten, für Renoir und Sisley, für Bissarro und Cézanne, die **Berthe Morisot** und **Guillemain** abgeleitet wurde, ist jetzt ein Ehrenname geworden.

Von den Bildern der Ausstellung seien nur ein paar erwähnt: Das Austerfrühstück aus der städtischen Galerie in Frankfurt, die Regatta aus dem Luxembourgmuseum in Paris, dann der Bahnhof St. Lazare, der Hafendamms in Le Havre und das große Bild aus **Manets** Garten in Vetheuil.

Wieder ein paar Häuser weiter, an der Ecke der **Victoriastraße** und der **Tiergartenstraße**, ist die **Galerie**

\* **Lindsay** und **Evans**, Die Revolution der modernen Jugend. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig, 1927.



**W. Goldschmidt u. Co.** Auch hier ist eine Impressionisten-Ausstellung zu sehen. Es gilt aber nicht, den einzelnen Meister in seiner besonderen Art zu zeigen, sondern durch eine Auswahl von Bildern der verschiedensten Künstler zu erweisen, wie eng jene ganze Führergeneration trotz aller Verschiedenheit im einzelnen innerlich verbunden war. Da ist wieder ein herrlicher Manet, da ist Monet, Bissarro, Renoir und Sisley. Da ist schließlich, schon weiter leitend über den reinen Impressionismus hinaus, Gauguin, der in großer Vereinfachung der Form, und van Gogh, der in erregter Belebung und Befleckung alles Sichtbaren die Ausdrucksmittel schuf, mit denen die kommende Generation an die neuen Aufgaben herangehen konnte.

Wir biegen in die Viktoriastraße ein und kommen nach wenigen Schritten zu Cassirer. Wie eine Fortsetzung der Impressionisten-Ausstellungen empfängt uns hier eine große Schau von Bildern von Gogh's, von dessen Hand noch drei herrliche Zeichnungen und ein bildmäßiges Aquarell in der Kunsthandlung von Otto Wacker, ebenfalls in der Viktoriastraße, zu finden sind.

Millionenwerte repräsentieren alle die Bilder, die in den wenigen Kunsthandlungen der Bellevue- und der Viktoriastraße zusammengetragen sind. Millionenwerte stecken außerdem bei den anderen großen Händlern, bei denen wir vorübergegangen sind, bei Carls und Haberstock und wie sie alle heißen. Wer kauft etwas von all den herrlichen Bildern? Deutsche Museen kaum noch, deutsche Sammler schon lange nichts mehr. Ins Ausland wandert das meiste davon, da uns die Mittel genommen sind, selbst die künstlerischen Werte festzuhalten, die wir Deutsche — und das ist unser Ruhm — eher erkannt und erworben haben, als die Franzosen, die gleichen Stammes und Blutes sind wie jene Maler.

Dr. Str.

## Medizinisches aus der „Neuen Welt“

Von Sanitätsrat Dr. Köhler, Berlin

Das Blatt hat sich gewendet. Die „Neue Welt“ hat es nicht mehr nötig, von der „alten“ zu lernen, wie einst, wo Europa, vor allem Deutschland, ihr Vorbild und Lehrmeisterin waren. Amerika, heute das reichste Volk der Erde, das nur bald nicht mehr wissen wird, wo und wie es sein Geld und Gold unterbringen soll, dem sagenhaften König Midas gleich, der auch sein Gold nicht essen konnte, Amerika ist jetzt selbst zur Lehrmeisterin geworden. Immer mehr reizt es deutsche Forscher, an Ort und Stelle zu studieren, was es dort Neues zu sehen gibt, in wissenschaftlichen Instituten, Universitäten und Kliniken, amerikanische Arbeit und Methoden kennenzulernen und die so gewonnenen Kenntnisse nutzbringend für die Heimat zu verwerten. Es ist kein amerikanischer Bluff mehr, wie früher zuweilen: ernste Forscherarbeit wird geleistet, und bedeutende Förderungen der Wissenschaft kommen aus den reich dotierten, in der Fülle ihrer Mittel nicht beengten Stätten amerikanischer Arbeitstätigkeit.

Vergleiche zwischen dort und hier ergeben sich aus solchem Kennenlernen durchaus nicht immer zumgunsten der Heimat. Doch auch da, wo uns amerikanisches Tun

und Streben selbst ammutet, uns manchmal noch allzu „amerikanisch“ dünkt, erst recht aber da, wo es gut, beweiandenswert, vorbildlich ist, ist es geeignet, Lehren zu geben, neue Wege zu weisen, Ausblicke zu gestatten, die zu beherzigen wünschenswert ist.

Auch Professor Haberland, Köln, fand auf seiner jüngsten Amerikareise, deren medizinische Ergebnisse er in der „Medizinischen Welt“ veröffentlichte, manches anders als bei uns, manches, das sein Staunen erregte, seine Bewunderung und seinen Reiz, manches, das er in Deutschland gern so gesehen, wie er es in Amerika sah, und manches, das er — mit Recht ablehnte. Was er berichtet, was er zu loben und — seltener — zu tadeln fand, erscheint uns so interessant, daß wir einiges davon einem nicht ärztlichen Leserkreise zugänglich zu machen, für nützlich halten.

Der Amerikaner, sagt Professor Haberland, ist viel mehr bedacht, gesundheitsgemäß zu leben, als der Deutsche; er ist verantwortlicher für seinen Körper, der Staat nimmt ihm die Sorge nicht ab, und wenn auch Kranken- und Lebensversicherungs-gesellschaften bestehen, manche große Industrieunternehmen, wie Ford, private Krankenkassen geschaffen haben, so lehnt der Amerikaner es ab, „sich wegen einer Kleinigkeit krank zu melden, besonders bei brachliegendem Arbeitsmarkt, um tunlichst Geld aus der Krankenkasse zu schöpfen“. Sich gesund zu erhalten, erscheint ihm höchstes Gebot; denn wenn er erkrankt, kann er nicht verdienen.

Auf den Speisefarten der Hotels und Restaurants geben die Zahlen hinter jeder Speise den Kaloriengehalt an, daß man daraus den Nährwert der betreffenden Speise erkennen kann. Manchmal ist auch der Vitamingehalt angegeben, was Professor Haberland mit Recht als medizinischen Unfug bezeichnet. Der Amerikaner ißt langsam, kaut sorgfältig; er gebraucht nicht, wie bei uns, Messer und Gabel gleichzeitig, sondern schneidet erst das Fleisch, legt dann das Messer beiseite und gebraucht nur die Gabel; das verlängert die Nahrungsaufnahme.

Das Prohibitions-gesetz, das Verbot des Alkohols, wird überall umgangen: in keinem Klub, in keiner Gesellschaft, zu der Professor Haberland eingeladen war, fehlte Rheinwein und französischer Sekt.

Die Wohnungen sind sehr teuer. Daher haben die Ärzte für ihre Sprechstunden, die sie in der Stadt abhalten, nur sehr kleine Räume zur Verfügung, wie sie ein guter Arzt in Deutschland nicht haben dürfte. Die Jahresmiete für drei bis vier Räume kostet 3600 Dollar, eine geschulte Schwester dazu 1800 Dollar, das sind allein etwa 22 000 M. Die Honorare sind allerdings auch erheblich höher wie bei uns. Der Anfänger erhält für eine Untersuchung 3 bis 5 Dollar; ein renommierter Spezialist 50, 100, 500 Dollar. „Nach überstandener Krankheit zeigen sich die Amerikaner gegenüber ihrem Doktor dankbarer als bei uns. Vielsach machen sie größere Stiftungen“. In den Vereinigten Staaten dürfte es etwa 140 000 Ärzte geben, davon 14 000 allein in New York.

Den Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Doktor, Professor und Geheimrat kennen die Amerikaner nicht. Die Titelucht der Deutschen lockt ihnen ein Lächeln ab. Der jüngste Arzt und der berühmteste Universitätsprofessor wird im Verkehr mit „Doktor“ angeredet. Das Annoncieren in den Zeitungen, das bei uns verpönt ist, nimmt dort niemand übel. Sanatorien dürfen in

Deutschland ständig annoncieren. Warum, fragt Professor Haberland, nicht die anderen Ärzte? Auch darüber, ob und wann sich jemand Facharzt nennen darf, besteht keine zünftmäßige Engbergigkeit.

Zwischen den Chirurgen an den Kliniken und ihren Assistenten besteht ein kollegiales, joviales Zusammenarbeiten, keine Überhebung, jedenfalls nicht die bei uns vielfach übliche militärische Rangordnung von Vorgesetzten und Untergebenen. Auch den Kranken begegnet man durchaus jovialer, keine Unfreundlichkeit gegenüber den Patienten. „Durchschnittlich herrscht“, berichtet Professor Haberland, „eine andere Atmosphäre als bei uns, zumal der einfachste Mann über Gesundheitspflege, Krankheit usw. reichlich, wenn auch nur oberflächlich, durch Zeitungen oder populäre Schriften orientiert ist.“

Für Blutübertragungen (Bluttransfusionen) stehen jedem Hospital mehrere Leute als Blutspender zur Verfügung, nachdem ihre Blut vorher genau untersucht und ihre Gruppenzugehörigkeit festgestellt worden ist. Die Gebühren für je 100 ccm Blut betragen 10 Dollar, so daß der Spender bei einer einmaligen Herabgabe von 500 bis 600 ccm Blut 50 bis 60 Dollar verdient.

Das Spezialistentum unter den Ärzten ist viel weiter als bei uns ausgebreitet. Die Chirurgen sind nicht Chirurgen für alles, sondern haben sich vielfach darauf eingestellt, nur eine Art von Operationen, z. B. Kropfoperationen, auszuführen. Dadurch erhalten sie natürlich eine fabelhafte Technik, doch dürfte diese Einseitigkeit nicht nach jedermanns Geschmack sein. So gibt es auch nur Markoseärzte, also Ärzte, die Tag für Tag und Jahr für Jahr nichts anderes zu tun haben, als Allgemeinbetäubungen auszuführen; die Honorare für eine Markose schwanken zwischen 15 und 100 Dollar, manche Markoseärzte verdienen sehr viel.

Die Krankenhäuser sind meist glänzend ausgestattet, dagegen trifft man Gartenanlagen für genesende Patienten nur selten an. „Wozu Gärten im Krankenhaus? Die Kranken bleiben in ihrer Abteilung, haben wenig Gelegenheit zum Serumklatzen und gehen möglichst bald wieder heim; wenn keine Gärten den Aufenthalt verschönen, belehrte Professor Haberland ein Kollege. „Wir sentimentalen Deutschen“, fügt Professor Haberland hinzu, „könnten dieser Ansicht nicht beipflichten.“

Eins der modernsten und großzügigsten Krankenhäuser ist das Henry-Ford-Hospital, das mit Grund und Boden und Gebäuden usw. einen Wert von 30 Millionen Dollar repräsentieren dürfte. Die Ärzte dort, machen wie die Fabrikarbeiter, acht Stunden Dienst; jede Überstunde wird bezahlt. Dem Hospital ist, wie vielfach, ein Schwesternhaus angegliedert, mit Gesellschaftsräumen, Musiksalon, Spielzimmer, Schwimmhalle, Tennisplätzen usw. „Großzügigkeit und trotzdem Sparsamkeit“ erlernen dort die Schwestern. Nach getaner Arbeit ziehen sie sich um, legen ein nettes Kleid an und sind Ladies. Solche Schwestern können natürlich mit den Kranken und Ärzten anders verkehren, als wenn sie weltfremd bleiben. Ihre soziale Stellung, 5 bis 8,5 Dollar pro Tag, lockt viele junge Damen.

Und, fügt Professor Haberland am Schluß hinzu, in den guten Kliniken der Vereinigten Staaten wird vorbildliche wissenschaftliche Arbeit geleistet. Daß sie nur glänzend eingerichtete Institute und Laboratorien befüllen, stimmt nicht. Die Arbeitsweise ist manchmal eine andere wie bei uns, aber deshalb hätten wir zur Überhebung keinerlei Grund.

## Karlsruher Konzerte

Im achten Sinfonieconcert erwachte sich das bad. Landestheaterorchester ein besonderes Verdienst mit einer ausgezeichneten Vorführung der Sinfonietta von Leoš Janáček. Der mährische Komponist ist hier schon vor zwei Jahren bekannt geworden, aber gelegentlich der Uraufführung seiner Oper „Jenufa“ leider nicht ganz zu dem erwünschten Erfolg gekommen. Nach sehr wenigen Vorstellungen mußte damals das Werk, das sonst überall volle Häuser brachte, wieder abgesetzt werden. Die Zuhörer konnten auch infolge der mangelhaften Wiedergabe keineswegs in den Bann des vorgeführten Kunstwerkes gezogen oder irgendwie von der Eigenart dieser Tonsprache überzeugt werden. Am Montagabend war das Bild nun ein vollkommen anderes; das erwies schon äußerlich die sehr heifällige Aufnahme, welche die Sinfonietta fand. Es sind fünf Sätze voll reizender Einfälle und von solch frischer Unbekümmertheit, daß mancher junge Komponist den hochbetagten mährischen Meister um die Ursprünglichkeit seiner Erfindung beneiden könnte. Das Geheimnis liegt vor allem darin, daß Janáček weise genug ist, sich selbst in seinen Concertstücken nie aus dem Bezirk heimlicher Volksmusik zu entfernen, an der ökonomischeren Gesamtanlage spürt man obendrein, wie sehr es ihm um naive Spielkunst und nur um eine elementare Lebensäußerung in Tönen zu tun ist. Aber wenn auch das „Künstlerische“ erst in zweiter Linie kommt, wegzuleugnen ist es trotzdem bei dieser Schöpfung nicht. Welch stilistische und klangliche Delikatesse besitzen z. B. die beiden Sätze, die mit wüßiger Illustration dem Werk den Charakter einer Militärsinfonie geben! Und wie ungewungen reihen sich ihnen in den Mittelteilen teils hufschliche, teils pastorale Schilberungen an, bis im vierten Satz plötzlich eine muntere Tanzmelodie hervorstrahlt! Nach dieser Arie mit ihrem urgesund musikalischen Einschlag hatte es Walter Brannfels wirklich nicht leicht, für sein A-Dur-Mavierkonzert (op. 21) das Publikum noch stärker zu interessieren, obwohl es ein ganz in virtuosen Glanz getauchtes Tonwerk ist. Allerdings auch eine Komposition, der keine individuelle Signatur aufgedrückt wird. Vor mehr als einem Jahrzehnt durfte das Werk vielleicht noch eine verheißungsvolle Talentprobe genannt und seiner technischen Vorzüge wegen beachtet werden, heute bemerkt man jedoch darin jede tieferschürfende Gedanklosigkeit und jenen prägnanten Auf- und Ausbau, der immerhin auch einige neudeutsche Meister — neben Brahms, Pfitzner und Brindner scheint seine Physiognomie zu großen Teilen übrigens noch durch Tchaikowsky bestimmt — auszeichnet. Die Interpretation mit dem Autor am Fülgel rettete einigermaßen die Situation, insofern dessen persönliche Mitwirkung wenigstens

eine für Sinn und Geist des Arhebers ausschließliche Darbietung garantierte. Generalmusikdirektor Josef Krupis ließ den beiden Novitäten nach der Pause noch Beethovens Zweite folgen, dabei wiederum seine große Vorliebe für diese Sinfonie erweisend und dem Konzert einen schwingvollen Abschluß gebend. Das beinahe ausverkaufte Haus dankte mit reichlichem Beifall.

Im Musikbild der Gegenwart nehmen die Jungfranzosen eine bedeutende Stellung ein, ihr Auftreten in Konzertprogrammen, die einen möglichst umfassenden Überblick auf die Gesamtentwicklung geben wollen, ist daher unentbehrlich. Aber nicht nur aus diesem Grunde war es sehr erfreulich, daß das Poznań-Trio aus Breslau bei seinem Kammermusikabend zwischen Mendelssohn und Schubert uns erstmals die Bekanntschaft mit einem Maviertrio von Maurice Ravel, dem französischen Zeitgenossen par excellence, vermittelte. Dem überaus starke Erfolg dürfte zugleich der veranstaltenden Konzertdirektion (Kurt Meufeld) gezögert haben, daß sie künftig nicht mehr so sparsam und vorsichtig in der Auswahl moderner Werke sein sollte. Die Entstehung des Trios liegt freilich zehn Jahre zurück, und es ward damals geschrieben mit der Absicht, einen neuen Klassizismus ins Leben zu rufen. Es trägt im koloristischen Aufbau des ersten Satzes (Moderé) zudem noch so unverkennbar impressionistische Wesenszüge, daß es z. B. dem mit der Klangwelt Debussys Vertrauten keine Schwierigkeiten bietet. Etwas komplizierter mutet schon das Andante an, jedoch ohne sich in die gefährlichen atonalen Nebelregionen zu verlieren. Beneidenswert klare Form und noble Gestaltung erleichtern auch beim Scherzo und Rondo das Verständnis. Zweifellos huldigt der Franzose da und dort der tonartlosen Kompositionsweise unserer Tage, aber er hat nirgends jene geringschätzende Tendenz, die zum Hauptangriffspunkt gegen alles Neue geworden ist: eine melodische Grundlage bleibt gewahrt, höchstens zur Kontrastwirkung werden harmonisch härtere Reibungen eingefreut. Wenn das Publikum mit vollster Eingabe der Neueröffnung folgen konnte, so ermöglichte dies zum großen Teil auch die leidenschaftliche Größe der Darstellung. Die Breslauer Vereinigung spielte ganz hervorragend und mit prächtigem Elan. Das nachfolgende Schuberttrio (B-Dur, op. 99) hat man ebenfalls noch selten in solcher von Poesie überströmender Ausdeutung gehört. Die Herren Poznań, Freund und Schutter mußten sogar mit einer Zugabe danken.

Noch eine dritte Novität gab's innerhalb der Woche. Elisabeth Neumann (Violine) und Elisabeth Ernst (Mavier) schickten ihrem mit bekannter Werken von Brahms und Krand be-

trittenen Sonatenabend eine Manuskript-Uraufführung von Jos. Pembaur d. J. als wirkungsvolle Einleitung voraus. Technisch raffiniert gemacht — das versteht sich bei einem Autor, der ein anerkannter Mavierlehrer und ausgezeichnete Violspieler ist, von selbst —, musikalisch aber, wie man mir sagt, voll epigonenhafter Anlehnung an die Münchner Schule, deren Hochblüte mit der Entstehungszeit (1900) dieser A-Dur-Mavierfonate etwa zusammenfiel. Die junge Geigerin erfreute, wie schon öfters bei früheren Gelegenheiten, durch feinerartige und doch auch empfindungsstarke Gestaltungskraft. Namentlich die Brahms-Sonate (D-Moll, op. 108) wurde überraschend großzügig hingestellt. Bei S. Krand hätte dagegen eine Beschleunigung des Gesamttempo sowie eine angemessene Gegenfähigkeit im Ausdruck nicht geschadet. Die gewisse Eintönigkeit verminderte weit mehr die Pianistin, die in den drei ersten Sätzen ihren Mavierpart gar zu breit und recht ermüdend zerdebte. Wiederholte Hervorrufe und zahllose Blumenpenden löhnten indessen nicht zu Unrecht die liebevolle Vorbereitung, welche offensichtlich beide Künstlerinnen ihrem gemeinsamen Konzert hatten zuteil werden lassen.

S. Sch.

## Zeitschriftenschau

Kölnische Illustrierte Zeitung Nr. 9. Mitte Februar d. J. waren es zehn Jahre her, seit Troski, der jetzt in Sibirien über die Vergänglichkeit aller irdischen Größe nachsinnen kann, anfing, die „Rote Garde“ in wenigen Monaten buchstäblich aus der Erde zu stampfen. Man mag den russischen Zuständen noch so ablehnend gegenüberstehen, die Verdienste der bolschewistischen Armee sind nicht wegzuleugnen. Sie ist die wahre Volksschule des Staats. Der Bauer lernt heute wieder Sauberkeit des Körpers und Geistesbildung, soweit er sie nötig hat. Die R. Z. J. nimmt den Jahresring zum Anlaß, in einem doppelseitigen, reichgeheilerten Aufsatz die Rote Armee einer eingehenden Würdigung zu unterziehen. „Der Kampf um die Stahlkammern“ zeigt den nie endenden Kampf zwischen Technik und Geldgierkammern und gibt in Bildern überraschende Neuerungen auf dem Gebiet der Sicherheidsmaßnahmen wieder. In einer großen Reihe von aktuellen Aufnahmen wird der Empfang des Königs Aman-Allah in Berlin und die Truppenübung in Döberitz zu Ehren des Königs gezeigt. Der neue Harald-Borch-Roman „Der schöne Colonel“ erscheint in zweiter Fortsetzung. Der Gesamtauftrag der R. Z. J. ist ein ungefügter Sonderabdruck des Romananfanges beigelegt.